Beamten Energie 15

72

Zähigkeit 33

<36632251960012

Meine Religion.

*

Mein politischer Glaube.

Zwei vertrauliche Reden

von

J. W. von Goethe.

Zusammengestellt und herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Bode.

Berlin 1899.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstr. 68—71.

Meine Religion.

Kestner über den jungen Goethe:

Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen.

Varnhagen über den alten Goethe:

Sein Herz hegt die reinste, wärmste Liebe; er ist gotterfüllt, echt fromm und heilig in seinem tiefsten Wesen. Er macht keine Worte von Christus, er prahlt nicht mit seinem Bekenntnis auf ihn, aber Jesus hätte ihn zum teuersten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet.



In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein!

Und zum Frommsein gehört wohl auch das Nachdenken über die höchsten und schwersten Fragen. Das Erforschliche erforscht zu haben, erscheint mir das größte Glück für den denkenden Menschen. Der Mensch ist freilich nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkte ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft der Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge.

Wie mich die Leute ärgern, die diese Gottheit so gut kennen, als wären sie ihre Berater und wüßten alle ihre Gedanken! Die Leute traktieren Gott, als wäre das unbegreifliche, garnicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie

sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.

Und was für schlechte Geschichten hängen diese kleinen Geister der Gottheit an! Nichts Gotteslästerlicheres als die alte Dogmatik, die einen zornigen, wütenden, ungerechten, parteiischen Gott vorspiegelt!

Ich kann auch an keinen Gott glauben, der außerhalb der Welt erhaben thronte.

Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen.
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Ich bin gewohnt, die Welt als Naturforscher anzusehn, und als solcher suche ich Gott. Denn die bloße Naturbeschreibung und Benennung der Dinge soll uns nicht genügen. Sie sagt: das ist Thonerde und das ist Kieselerde. Was helfen mir denn die Teile, was ihre Namen? Wissen will ich, was jeden einzelnen Teil im Universum so hoch begeistigt, daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, jenachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höheren oder geringeren Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Hinter jedem Wesen steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen. Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand oder Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon soviel, daß er Teile des Höchsten erkennen mag.

Wir müssen suchen, wo er sich uns offenbaren will. Ich erwarte nicht, daß er Wunder thut, daß er seine eigenen Gesetze aufhebt. Gott selbst kann keinen Löwen mit Hörnern schaffen, weil er die von ihm selbst für notwendig erkannten Naturgesetze nicht umstoßen kann.

Dagegen ist alles Große, Edle, Schaffende ein Ausdruck des Göttlichen, und Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbart, das ist die eigentliche Seligkeit auf Erden. Freilich läßt sich das Göttliche niemals direkt von uns betrachten: wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, im Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen. Ich glaube, daß wir auf jede Entwicklung achten müssen, wenn wir die Hand Gottes suchen. Denn die Gottheit ist wirksam im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze. Deshalb habe ich bei meiner Beschäftigung mit der Natur am liebsten auf ihre Verwandlungen und Entwicklungen geachtet und bin darin eigene Wege gegangen, und deshalb habe ich in meinem Faust geschrieben:

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!

Ebenso sollen wir auf das Hohe und Erhabene achten, wenn wir Gott suchen. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, Christus anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen

Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind.

Da ich eben von Christus sprach: Gott hat sich nicht bloß in ihm und einigen großen Juden offenbart; wir finden ihn auch wirksam in Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und ebenso in unserer heutigen Welt. Wenn man die Leute reden hört, so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte. Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edeln keineswegs die Einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht haben wie jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in ebendem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt als jene.

Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs

Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höhern Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen.

Überall wo wir das Geniale wahrnehmen, haben wir eine göttliche Offenbarung. Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in Niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte.

Und ebenso finden wir Gottesgeist überall, auch in der untersten Menschen- und Tierwelt, da, wo wir Güte und Liebe und was sonst die Welt erhält und vorwärts bringt, antreffen. Denken wir nur an die Fürsorge der Eltern für ihre Nachkommen! Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem

allmächtigen Trieb gegen seine Jungen und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam. Ein junger Bildhauer hat mir das Modell von Myrons Kuh mit dem säugenden Kalb gesandt. Hier haben wir einen Gegenstand der höchsten Art; das die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende ernährende Prinzip ist uns hier in einem schönen Gleichnis vor Augen. Dieses und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes.

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Noch deutlicher erscheint uns das Göttliche, wo uns die Liebe zu dem fremden Hilfsbedürftigen entgegentritt. Eckermann, unser Vogelfreund, erzählte mir einmal ein Geschichtchen, wie er zwei ganz junge Zaunkönige, die noch von den Alten gefüttert wurden, gefangen und unterwegs verloren. Als er nach mehreren Tagen an die Stelle kam, wo ihm die hilflosen Tierchen entschlüpft sein mußten, fand er sie nach einigem Suchen in einem Rothkehlchennest; das alte Rothkehlchen hatte sie hineingenommen und fütterte sie nun mit den eigenen Jungen. Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten. Das ist es, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edeln Menschen zur schönsten Blüte kommt.

Ich möchte jedoch nicht mit den Nützlichkeitslehrern verwechselt werden, die überall eine Absicht Gottes auf das Wohl der Menschen oder Tiere hin heraustifteln. Solche

Nützlichkeitslehrer sagen wohl: der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu nichts dienen? Etwas Anderes aber ist es, wenn ich sage: der Ochse wehrt sich mit den Hörnern, weil er sie hat.

Die Frage nach dem Zweck, die Frage warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage wie? Denn wenn ich frage: wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann. So hat der Mensch in seinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage wie? mich belehrt, daß diese Höhlen Reste des tierischen Schädels sind, die sich bei solchen geringeren Organisationen in stärkerem Maße befinden und die sich beim Menschen trotz seiner Höhe noch nicht ganz verloren haben.

Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichtum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Tieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen.

Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter giebt und dem Menschen Speise und Trank, so viel er genießen mag; ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Ge-

schöpfen wimmelt, sodaß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!

Uebrigens bin ich weit entfernt zu glauben, daß ich Gott erkenne wie er ist; ich wiederhole: wir können nur annähernde Ahnungen haben. Ich habe in den verschiedenen Zeiten meines Lebens stets an Gott geglaubt, aber mir doch sehr verschiedene Bilder von ihm gemacht, je nach den Einflüssen, unter denen ich stand. Und unser Gottesbild gestaltet sich auch nach unseren jeweiligen Bedürfnissen. Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden wie das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen. Die Hauptsache ist, daß wir uns unsrer Kleinheit und Kurzsichtigkeit der Gottheit gegenüber demütig bewußt bleiben.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sät,
Küß ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

* *
*

Wie an Gott, so habe ich zeitlebens auch geglaubt, daß unser uns bekanntes irdisches Leben nur eine Erscheinung unseres gesamten Lebens und Wesens ist. Wenn Einer so alt ist wie ich, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit; es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

Wir Menschen sind nicht bloß gemeine Materie. Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihm wölbt, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele.

Die persönliche Fortdauer steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegentheil sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Ich denke an die Metamorphose in der Pflanzen- und Tierwelt, wo allmählich das Blatt zur Rose, das Ei zur Raupe, die Raupe zum Schmetterlinge wird. Und schauen Sie nur auf die Hand des Meisters, die den Tasten des Klaviers wunderbare Harmonien entlockt. Die Hand hat

nichts von den Tönen, sie ist nur die Dienerin jenes geheimnisvollen Wesens, das hinter und über den sichtbaren Teilen des Menschen verborgen ist. Wenn der Mensch stirbt, so heißt das nur, daß jenes geheimnisvolle Wesen seine Diener entläßt; damit verschwindet aber dieses Wesen durchaus nicht. Je nach seiner Art, Kraft und Richtung wird es sich irgendwie weiter bethätigen.

Denn ich glaube durchaus nicht an dieselbe Fortdauer für alle Menschen; wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein. Man muß sich hier schon tüchtig bewährt und bethätigt haben. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir namentlich auch aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Ähnlich wie wir sind, werden wir auch bleiben. Denken wir an unsern verstorbenen Großherzog! Gewiß, wo auch sein Geist im Weltall seine Rolle gefunden, er wird dort seine Leute wieder gut zu pflegen wissen. Oder denken wir an unseren herrlichen Freund Wieland! Vom Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie. Wielands Seele war von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod; dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat. Ich wünsche sehr, daß ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnen möchte und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte Alles, was ihm irgend nahe-

käme, erquickte und aufheiterte. Für die besten Geister erhoffe ich, daß sie an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen werden. Der Mensch ist das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält. Auf einem andern Planeten wird das Gespräch höher, tiefer, verständiger gehalten sein. Freilich soll man sich hüten, solchen Glauben für etwas anderes als Glauben, Vermuten, Hoffen zu halten. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheinen läßt, sollen wir auch dem Glauben sein Recht nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatze ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden.

Sie sehen wohl, daß meine Gedanken etwas anders laufen, als die gewöhnlichen über das zukünftige Leben. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja, ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreiflichen Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im Stillen, aber er hat nicht Ursache, sich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedges „Urania“ indeß machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, so auch die Frommen eine gewisse Aristokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinierten. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn

nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben Niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und sagen: Haben wir nicht Recht gehabt? Haben wir es nicht vorhergesagt? Ist es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langeweile kein Ende sein.

Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist thätig und nützlich in dieser. Ferner sind Unsterblichkeitsgedanken für solche, die in Hinsicht auf Glück hier nicht zum Besten weggekommen sind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick hätte, so hätte er auch bessere Gedanken.

Ebenso wie ein Fortleben, so glaube ich auch ein Vorleben annehmen zu dürfen. Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen. Erinnerung an solche frühere Existenz haben wir freilich sehr selten und dunkel, nur zuweilen erleuchtet uns ein genialer Blitz etwas davon. Ich muß wohl unter Kaiser Hadrian schon einmal dagewesen sein, deshalb zieht mich alles Römische so an und kömmt mir so heimisch vor; unser Freund Boisserée stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert und war am Niederrhein daheim. Eine unbegreiflich innige Freundschaft, die mich mit einer angesehenen Frau unseres Kreises lange verband, habe ich mir in ihrer ganzen Art nie anders als durch Seelenwanderung

erklären können. Ja, wir müssen einst Mann und Weib gewesen sein, sagte ich mir oft. Und ich bat die Götter, wenn ich noch einmal auf die Welt komme, sollten sie mich nur einmal lieben lassen und diese liebe Gefährtin sollte jene Freundin sein, die vor längst verschwundenen Zeiten schon mir Gattin gewesen. Es mögen das ja Träume gewesen sein, wie sie liebende Seelen so gern erfinden, aber fest und beständig ist mein Glaube: dieses sichtbare Dasein zwischen Geburt und Tod ist nicht Alles!

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

* * *

Doch ich kehre zurück zu dem Heute, dem jetzigen Leben, und da sehe ich die uralte Frage: sind wir frei? oder sind wir gekettet an den Willen der Götter? Ich möchte kein Ja und kein Nein verantworten.

Wunderbar stark ist ja zuweilen der menschliche Wille. Man denke nur an Napoleon, wie er die Pestkranken besuchte, um zu zeigen, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei. Und er hatte Recht. Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Teils halten mich im

Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir. Aber schon bei unserem Leibe sehen wir, daß doch unserem Willen Grenzen gesetzt sind.

Denn zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder, die Last des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste,
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.

Wie bei den Tieren so sehen wir es auch am Menschen: seine Lebensweise muß sich nach seinem Körper richten, wie umgekehrt auch der Körper sich langsam der Lebensweise anpaßt.

Ebenso stehen wir unter der Macht der Mitmenschen, und das ist auch eine, der wir oft willenlos unterliegen. Ich rede garnicht von grober Gewalt. Aber es kann auch eine Seele auf die andre durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken. Es ist mir sehr oft passiert, daß, wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heiteren Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich still zu machen im Stande war. Ja, er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, sodaß es Allen unheimlich wurde.

Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus. Unter Liebenden ist

diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lang an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. „Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig", sagte sie, „ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher."

Aber die Hauptfrage ist ja, ob wir auch von überirdischen Mächten regiert werden. Am stärksten bejahen diese Frage die Mohammedaner; als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Überzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer allleitenden Gottheit längst bestimmt worden; und somit sind sie denn für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren. Ich will zunächst nicht untersuchen, was an dieser Lehre Wahres oder Falsches, Nützliches oder Schädliches sein mag, aber im Grunde liegt von diesem Glauben doch etwas in uns allen. Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht; und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten! Die Lehre des christlichen Glaubens: Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, ist aus derselbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorsehung, die das Kleinste im Auge behält und ohne deren Willen und Zulassen nichts geschehen kann.

Die Gebundenheit des Menschen folgt übrigens schon aus der Allwissenheit Gottes, wenn wir daran glauben. Sobald wir dem Menschen die Freiheit zugestehen, ist es um die Allwissenheit Gottes gethan; denn sobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen, zu handeln,

wie sie es weiß. „Ich erkenne deshalb auch an, daß unser Schicksal vorausbestimmt ist." Unser Leben kann sicherlich durch die Ärzte um keinen Tag verlängert werden; wir leben, solange es Gott bestimmt hat. Und so ists mit unserm ganzen Lebensgange.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!

Der Mensch empört sich freilich oft genug gegen seine Bestimmung, aber wenn er sich frei meint, spürt er doch endlich wieder die kräftigere Hand am Arme.

Da ists denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz, und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Wir würden täglich diese Ketten sehen und darunter leiden, wären nicht Hoffnung und Phantasie als täuschende Freundinnen uns gleichfalls gegeben.

Ich habe meine eigenen Gedanken über diese herrschenden Gewalten, die wir bald deutlich spüren, bald dunkel ahnen. Mancher erkennt nur ein Eingreifen „des lieben Gottes" an, andere reden von einer „weisen Vorsehung." Ich habe in den Aufzeichnungen aus meinem Leben berichtet, warum ich zu anderen Worten kam. Ich glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, etwas

zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestierte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles was uns begrenzt, schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den notwendigen Elementen unseres Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen. Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und derer, die etwas Ähnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestieren kann, ja bei den Tieren sich aufs merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.

Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere, teils in der Nähe, teils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche

Gewalt über die Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wieweit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wohl jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden sein: Nemo contra deum nisi deus ipse.

Napoleon z. B. war durchaus dämonischer Art, im höchsten Grade, sodaß kaum ein Anderer ihm zu vergleichen ist. Auch der verstorbene Großherzog war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, sodaß sein eigenes Reich ihm zu klein und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Er war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen seine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rat unternahm, glückte mir, sodaß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu thun sei, wo er es denn instinktmäßig aussprach und ich immer im Voraus eines guten Erfolges gewiß sein konnte.

Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höheren Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen und er war übel daran.

Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade

wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attraktion in großem Maße besessen, sodaß ihm besonders die Frauen nicht haben widerstehen können.

Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter. Auch Friedrich und Peter der Große gehören hierher, ebenso Mirabeau. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, sodaß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab.

In meiner Natur liegt das Dämonische nicht, aber ich bin ihm unterworfen. So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg.

„Mir kommt ferner Sorets Übersetzung meiner „Metamorphose der Pflanzen“ in den Sinn, die sich so lange hinschleppt;“ es sind tausend Hindernisse dazwischen getreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestockt, und ich habe es oft im Stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall, alle diese Hindernisse zu verehren, indem im Laufe dieser Zögerungen außerhalb, bei anderen trefflichen Menschen, Dinge herangereift sind, die jetzt als das schönste Wasser auf meine Mühle mich über alle Begriffe weiter bringen und meine Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas

Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen, es weiter erklären zu wollen.

Als hemmende, verlangsamende Kraft tritt uns auch in der Weltgeschichte das Dämonische oft entgegen. Denken Sie wieder an unseren verstorbenen Großherzog und daran, wie sehr er seiner Mitwelt voraus war! Nur ein lumpiges Jahrhundert später, und wie würde er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärts gebracht haben! Aber wissen Sie was? Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele, als wir denken und wünschen. Immer sind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwischen- und überall entgegentreten, sodaß es zwar im Ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam.

Etwas Ähnliches finden wir bei Lord Byrons frühem Untergange wirksam. Überhaupt sehen wir oft, daß im mittleren Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in seiner Jugend Alles begünstigte und Alles ihm glückte, nun mit einem Mal Alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeschick sich auf das andere häuft. Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? — Der Mensch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter von nöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas Anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern: Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre, Rafael im gleichen Alter, Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das Vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine

lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu thun übrig bliebe.

Noch auf ganz anderen Gebieten begegnen wir dem Dämonischen. Sein eigentliches Element findet es in der Liebe zwischen Mann und Weib. Es pflegt jede tiefe Leidenschaft zu begleiten. In meinem Verhältnis zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war.

Auch in der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt.

Desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrscht, und von der Niemand im Stande ist, sich Rechenschaft zu geben. Denken Sie nur an Paganini! Der religiöse Kultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken.

* * *

Doch nun genug von den Dämonen! Verbleibt uns denn ihnen und der Gottheit gegenüber noch so viel Willensfreiheit, daß wir von Moral reden, moralische Vorschriften machen dürfen? Allerdings! Das Leben ist nicht ein einmaliges Würfelspiel, bei dem die zufällig gefallenen Augen Alles entscheiden, sondern es ist einem beständigen Kartenspiel zu vergleichen, in dem das Geschick des Spielers neben

dem Kartenglück entscheidet. Gott läßt auch zu, was er nicht will. Und den Dämonen gegenüber muß unsere bessere Natur sich kräftig durchhalten und ihnen nicht mehr Macht einräumen als billig.

Das freilich folgt aus unserer Betrachtung, daß man duldsam sein soll, zumal im Urteil über die Menschen, in denen die Dämonen sich besonders erweisen. Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus, sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.

Ich verhehle nicht, daß mich diese Menschen immer angezogen haben, wie man ja auch an den Helden meiner Dichtungen, der ausgeführten und geplanten, leicht erkennen mag.

Die Menschen demoralisieren einander viel zu viel. Pfaffen und Schulleute quälen unendlich. Die Weisen dagegen sagen: Beurteile Niemand, bis du an seiner Stelle gestanden hast! Davon rührt so viel Ungerechtigkeit her, daß wir Andere zu richten uns anmaßen, obwohl oder weil sie anders sind als wir und in anderen Welten leben. Denken Sie an Byron und seine Verkleinerer! Ist es nicht eines alten Griechen, eines Plutarch würdig, wie der Major Parry sie abfertigt? „Dem edeln Lord, sagt Parry, fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerstand zieren, und welche sich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweise gehindert war. Nun sind aber seine ungünstigen Beurteiler sämtlich aus der Mittelklasse, die denn freilich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermissen, was sie an sich selber zu schätzen Ursache haben. Die wackeren Leute bedenken nicht, daß er an seiner hohen Stelle Verdienste besaß, von denen sie sich keinen Begriff machen können.“ Nicht

wahr, so etwas hört man nicht alle Tage! Und machen es nicht auch die Philosophen oft ähnlich wie die Philister des Mittelstandes? Sind sie nicht wie die Ärzte, die uns etwas verbieten oder vorschreiben, je nachdem sie selbst es hassen oder lieben? Der Eine ist zum Stoiker geboren, gelangt deshalb zum Stoizismus, und ebenso wird der Andere Epikuräer; Kant war von Natur mäßig, daher der Charakter seiner Philosophie.

Den gleichen Fehler des unbefugten Richtens macht das Alter oft gegen die Jugend. Wer sagt uns denn, daß wir im Alter mehr Recht haben als vor Jahrzehnten? Ich war in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheit wie jetzt und in manchen Hinsichten sogar besser. Und wenn man in der Jugend nicht tolle Streiche machte und mitunter einen Buckel voll Schläge mit wegnähme, was wollte man denn im Alter für Betrachtungsstoff haben? Da will jetzt meine Schwiegertochter eine thörichte Reise unternehmen, um ein Nichts! Aber ein solches Nichts ist der Jugend oft unendlich viel. Und im Ganzen genommen, was thuts? Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht besser gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen.

Ich kann nur empfehlen, daß man jede Individualität gewähren lasse, zumal sie die Strafe ihrer Fehler von selbst bekommt. Im Scherze habe ich wohl gelehrt: „Kinderchen, ihr müßt lernen, mit Vergnügen irren zu sehen.“ Auch mit dem Ratgeben ist es ein eigenes Ding, und wenn man eine Welt gesehen hat, wo die gescheitesten Dinge mißlingen und das Absurdeste oft zu einem glücklichen Ziele führt, so kommt man wohl davon zurück, Jemand einen Rat erteilen

zu wollen. Es ist besonders gefährlich, in die Ferne sittlich zu wirken. Spricht man mit einem Freunde, so fühlt man seine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick; entfernt spricht man nicht recht und trifft nicht zur rechten Zeit.

Namentlich ist alles Übelnehmen von Übel.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu, als hättest du's nicht gezählt:
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Ebenso wie gegen Andere, soll man auch gegen sich selbst einige Milde üben. Es wird einem nichts erlaubt, man muß es sich selber erlauben; dann lassens sich die Andern gefallen — oder nicht!

Gehts in der Welt dir endlich schlecht:
Thu was du willst, nur habe nicht Recht!

Auch keine Rekriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes! Jeder Tag bestehe für sich; wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und Anderen ein Absolutorium erteilt? Ich sah jüngst sogar einen Knaben, der sich wegen eines begangenen kleinen Fehlers nicht beruhigen konnte. Es war mir nicht lieb, das zu bemerken, denn es zeugt von einem zu zarten Gewissen, welches das eigene moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nicht verzeihen will. Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balanciert wird.

Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue:
Jene vermehrt die Schuld,
Diese schafft neue.

„Noch in zwiefacher Hinsicht muß ich meinen Mangel an Moralität manifestieren. Man weiß ja, daß ich auch den Trieben des einen Geschlechts zum andern ein Ausleben gönne. Ich war nie für Zügellosigkeit und habe auch mich selbst zu beherrschen verstanden. Ich war Jahrzehnte lang Vorsteher unseres Theaters, und da fehlte es nicht an schönen und jungen Frauenzimmern, die mir auf halbem Wege entgegenkamen. Nicht jeder hätte sich jedes Mal selbst festgenommen wie ich es that. Aber mit den Grämlingen auf diesem Gebiete mochte ich doch nie in ein Horn stoßen.“ Man hört so oft über weitverbreitete Immoralität in unserer Zeit klagen, und doch wüßte ich nicht, daß irgend einer, der Lust hätte, moralisch zu sein, verhindert würde, es nur um so mehr und mit desto mehr Ehre zu sein. „Auch kann ich es nicht billigen, wenn erwachsene Menschen sich schämen, über solche Sachen zu reden oder etwas zu hören. Ich habe mich stets grob und deutlich ausgesprochen und kann z. B. den moralischen Engländer, der die Sakuntala nicht getreu zu übersetzen wagte, nicht sehr hoch einschätzen.

Sodann denke ich über den Egoismus günstiger als seine vielen Ankläger.“ Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen, als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben; ja, als wenn ich die Wohlfahrt des Andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird und welches nur in gewissen Fällen geschehen kann. Wäre es wahr, daß Jeder nur aus und zu seinem Vorteil handle,

so würde einmal folgen, daß, wenn ich zu meinem Abbruch, Nachteil, Detriment handelte, ich erst die Wohlfahrt Anderer beförderte, welches absurd ist. Ferner, daß, wenn ich dem Andern Schaden thäte, wenn ich im Zorn gegen ihn aufwallte und ihn schlüge oder dergl., ich alsdann zu meinem Vorteil, für mein Interesse handelte, welches ebenso absurd ist.

Nach Allem, was ich eben gesagt habe, könnte es scheinen, als ob ich vor dem Sittlichen nur geringen Respekt hätte, und Mancher möchte mich denn auch gern als unmoralisch hinstellen. Aber habe ich nicht auch angedeutet, daß ich das Sittliche geradezu als eine Offenbarung Gottes betrachte? Und anders gewandt: unser Edelsinn beweist das Dasein Gottes. Wie ist das Sittliche in die Welt gekommen? Durch Gott selber, wie alles andere Gute. Es ist kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im Allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern. Diese haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

Der Wert des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtsein gelangen, indem das Schlechte sich in seinen Folgen als ein solches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerstörte, dagegen das Edle und Rechte als ein solches welches das besondere und allgemeine Glück herbeiführte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und sich als ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten.

»Nun soll man mich aber nicht so verstehen, daß jede gute Handlung alsbald Vorteile und Segen für den Thäter und Andere hervorriefe.« Alles, was wir thun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günstiges, und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünstiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegenteil. Weltmenschen, die dies wissen, sieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreistigkeit zu Werke gehen. Auch irrt sich, wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei. Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend auszuüben. Sie muß sich von selbst verstehen. Dann macht aber das Gefühl derselben nicht mehr glücklich. Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden, sondern durch unsere Fehler und Schwachheiten.

»Die Moral ist mehr als der schwankende Kalkül einer bloßen Glückseligkeitslehre, sie ist von übersinnlicher Art.« Sie ist ein ewiger Friedensversuch zwischen unsern persönlichen Anforderungen und den Gesetzen jenes unsichtbaren Reiches. Zuversicht und Ergebung sind ihre echten Grundlagen, und die Unterordnung unter einen höhern, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist.

Soll ich die Tugenden nennen, auf die ich den größten Wert lege? Von der Läßlichkeit und Milde war die Rede, eben so hoch oder höher stehen die Ehrfurcht, die Thätigkeit, die Wahrhaftigkeit. Ich halte es für eine Sünde, das nil admirari zu lehren, im Gegentheil hat Plato Recht, der die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten nennt. Freilich ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht. Ich erstrebe eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft

und Wirkung erreicht. Das erste ist Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, das zweite Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, das dritte vor dem, was unter uns ist. Den Dreien entspringen auch drei Religionen: die heidnische, soweit sie von der Furcht vor den oberen Mächten zur Ehrfurcht durchgedrungen ist; die zweite ist die philosophische, denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab-, alles Niedere zu sich heraufziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Die dritte Religion, die Ehrfurcht vor dem hat, was unter uns ist, die christliche, ist ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen! Hiervon finden sich freilich Spuren zu allen Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann. Ich bekenne mich gern zu allen dreien Religionen, sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, sodaß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.

„Thätigkeit ist die rechte Weise, Gott zu danken für die Gaben, die er uns verliehen hat; unablässige Thätigkeit ist zugleich das große Heilmittel für seelisches Leiden und die Grundlage des menschlichen Glückes. Sie ist auch der Spiegel, in dem wir uns und unseren Wert erkennen können. Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist. — Was aber ist deine Pflicht? — Die Forderung des Tages. Welches Mittel haben wir, schmerzhaftes und tückisches Schicksal zu überwinden? Das Sicherste bleibt immer, daß wir Alles, was in und an uns ist, in That zu verwandeln suchen.“

„Die Wahrheit ist die Tugend, für die ich am meisten gelitten habe; ernstlichen Schaden hat sie mir freilich nicht gebracht, ich habe mich je und je gefreut, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet hatte, von wo es so leicht ist, zum Großen überzugehen, das nur der höchste, reinste Punkt des Wahren ist. Aber den Leuten gefällt meine Echtheit nicht. Man war im Grunde nie zufrieden mit mir und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte, mich zu machen. Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demütig den völligen Unwert meiner Person und meines Werkes an den Tag legte. Das aber widerstrebte meiner Natur, und ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag. In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen,

daß ich nicht heuchelte und daß ich den Mut hatte, mich auszusprechen, wie ich empfand. Es ist schlimm, daß so wenig Wahrheit in der Welt ist. Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen! Und wo hat einer die Kraft, wahr zu sein und sich zu zeigen, wie er ist?

— Aber über allen anderen Tugenden steht eins: das beständige Streben nach oben, das Ringen mit sich selbst, das unersättliche Verlangen nach größerer Reinheit, Weisheit, Güte und Liebe. Nemo coronatur nisi qui certaverit ante, das war auch mein Glaube immer. Und ich darf sagen, daß ich es mir habe sauer werden lassen, daß ich das Leben ernsthaft nahm und mich stets zu bilden, belehren und bessern suchte. Ich suchte namentlich auch fernzuhalten, was mich auf Abwege führen konnte, denn ich spürte

Von allen Geistern, die ich jemals angelockt,
Fühl ich mich rings umsessen, ja umlagert.

Und ich rief mir oft selber zu:

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen!

Was wir in uns nähren, das wächst, das ist ein ewiges Naturgesetz. Es giebt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht giebt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frißt. Dann setzt sich Reue, Vorwurf und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht gegen Andere und gegen uns selbst. Die Freude an fremdem und eigenem Gelingen und Vollbringen geht verloren, aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund des Übels außer uns, statt ihn in unserer Verkehrtheit zu finden.

Ebenso kann und soll die Entwicklung umgekehrt sein. Ich habe oft die Genugthuung gehabt, daß ich bei Angriffen meiner Gegner mir sagen konnte, ich habe die getadelten Fehler bereits überwunden. Ein äußeres Hilfsmittel zur Veredelung ist das Tagebuchführen, auch habe ich mir wohl an Geburtstagen ernstlich überlegt, wo es noch fehle. Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Thuns gewahr und froh werde, sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft.

Wir sehen freilich manchmal nicht klar, wohin dieser oder jener Weg führt, aber stillstehen darf nimmer, wer nicht schwächer werden will.

Diese Richtung ist gewiß:
Immer schreite, schreite!
Finsternis und Hindernis
Bleiben dir bei Seite!

Ich betrachtete jüngst ein Bild, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Mutlosigkeit sogleich einzusinken anfängt. Es ist dies eine der schönsten Legenden, die ich vor allen lieb habe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Mut im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringstem Zweifel sogleich verloren sei. Tapferes, treues Vorwärtsdringen bewirkt stets ein göttliches Entgegenkommen.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,

Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Im christlichen Gewande, durch das ich meinen poetischen Intentionen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben habe, lehrt der Schluß meines „Faust“ ja das Gleiche:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende, ewige Liebe. Es stehet dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.

* *
*

Sie sehen, ich bin nicht der arge Heide, für den ich gelte. Ich glaubte immer an Gott und die Natur und an den Sieg des Edlen über das Schlechte, aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß Drei Eins seien und Eins Drei. Das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen worden.

Man hat mich auch in alten Tagen noch bekehren wollen,

eine wohlwollende Freundin aus ferner Jugendzeit hat mir einen so herzlichen wie langen Brief geschrieben, um meine Seele zu retten; ich entschloß mich endlich zu wenigen kurzen Sätzen als Antwort, und habe sie im Gedächtnis: „Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und Anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs höchste geblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lange es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indeß ein helleres Licht erleuchten. Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!“

Aber wenn ich auch jedes Dogma ablehne und keiner Vermittlung zwischen mir und Gott bedarf, mich auch nicht so als hoffnungslosen Sündenknecht fühle, daß nur das Blut des Gekreuzigten mich vor Gott reinwaschen könnte, so möchte ich doch mit Achtung von der christlichen Religion sprechen, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, ebenso von der Bibel, zu deren fleißigen Lesern ich stets gehörte, wenn ich auch die Entdeckung, daß die Erde um die Sonne kreist, für ebenso lehrreich halte. Ja, ich möchte sogar die Kirche nicht verachten, obwohl ihre Geschichte ein Produkt des Irrtums und der Gewalt ist. Es giebt eben zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es giebt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, so lange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann giebt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr

menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, so lange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit Allen geholfen und damit Vielen wohl werde. Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und in diesem Ansehn zu erhalten und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk.

Freilich ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reichdotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuß ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbraust.

Übrigens, wenn ich guter Laune bin, imponiert mir die Frechheit manches Kirchenfürsten, und ich male mir wohl aus, ich möchte auch z. B. in der englischen Staatskirche Bischof sein. Wissen Sie, wie ich es gemacht hätte? Ich hätte vor allen Dingen die Partei der 39 Artikel ergriffen,

ich hätte sie nach allen Seiten und Richtungen hin verfochten. Ich hätte in Reimen und Prosa solange und so viel geheuchelt und gelogen, daß meine 30000 Pfund jährlich mir nicht hätten entgehen sollen. Und dann, einmal zu dieser Höhe gelangt, würde ich nichts unterlassen haben, mich oben zu erhalten. Besonders würde ich alles gethan haben, die Nacht der Unwissenheit womöglich noch finsterer zu machen. O, wie hätte ich die gute einfältige Masse kajolieren wollen, und wie hätte ich die liebe Schuljugend wollen zurichten lassen, damit niemand hätte wahrnehmen, ja nicht einmal den Mut hätte haben sollen, zu bemerken, daß mein glänzender Zustand auf der Basis der schändlichsten Mißbräuche fundiert sei!

O welch ein Spaß würde es für mich sein, die 39 Artikel auf meine Weise zu traktieren und die einfältige Masse in Erstaunen zu setzen!

Ich habe übrigens einmal ein Prachtexemplar von einem englischen Kirchenfürsten kennen gelernt, den Lord Bristol, Bischof von Derby; es war in Jena. Er wollte mir im Laufe unseres Gespräches eine Predigt über den „Werther“ halten und es mir in's Gewissen schieben, daß ich dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. „Der „Werther“, sagte er, „ist ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch!“ — „Halt! rief ich, wenn Ihr so über den armen „Werther“ redet, welchen Ton wollt Ihr dann gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Feldzug hunderttausend Menschen ins Feld schicken, wovon achtzigtausend sich töten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen? Ihr danket Gott nach solchen Greueln und singt ein Tedeum darauf! Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden

ängstigt, sodaß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhause endigen! Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze in die Gemüter Eurer christlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels säet, sodaß diese halb starken, halb schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus dem für sie kein Ausweg ist als der Tod! Was sagt Ihr da zu Euch selber, und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt Ihr einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtsen befreit hat, die gar nichts Besseres thun konnten, als den schwachen Rest ihres bischen Lebens vollends auszublasen! Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir diese gute kleine Waffenthat zum Verbrechen machen, während ihr Andern, ihr Priester und Fürsten, Euch so Großes und Starkes erlaubt!"

Dieser Ausfall that auf meinen Bischof eine herrliche Wirkung. Er ward so sanft wie ein Lamm und benahm sich von nun an mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Takt.

Eine ziemliche Reinigung der Kirche müssen wir übrigens der Reformation zuschreiben, wenn es dabei auch recht menschlich zuging und das Kirchliche gar oft nur der Firniß war, mit welchem man Leidenschaften und Bestrebungen überstrich, um Andere und sich selbst zu täuschen. Ihren rechten Ursprung hat sie doch in der germanischen Liebe zu persönlicher Freiheit. Wir wissen garnicht, was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen Alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit,

wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.

Man fragt jetzt soviel, ob das und jenes in den Evangelien echt oder unecht, älter oder neuer sei. Das sind gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Markus und Lukas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Ueberlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist.

Doch auf solche Fragen sollte die Kirche gar nicht soviel Kraft verwenden. Suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus auseinander

zu halten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend Jemanden wider Willen aufzunötigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der Erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnisse eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete. Hoffen wir, daß man nach dieser Richtung schreiten möge!

Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen.

Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und That kommen.

Und immer werden die Menschen nach oben blicken und Frieden, Liebe und heiligen Geist von dorther sich ersehnen. Wie oft habe auch ich nach dem innern, vollkommenen Frieden verlangt:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest — — —

Auch ich habe in schweren Stunden voll Sehnsucht nach dem Spender der Liebe emporgeblickt:

O laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv und Adern wühlen.

Könnt ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach diese lange tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Und den alten Choral an den heiligen Geist habe auch ich mit eigenen Gedanken und eigenen Worten angestimmt:

Komm, heil'ger Geist, du Schaffender,
Komm, deine Seelen suche heim!
Mit Gnaden-Fülle segne sie,
Die Brust, die du geschaffen hast.

Du heißest Tröster, Paraklet,
Des höchsten Gottes Hoch-Geschenk,
Lebend'ger Quell und Liebesglut
Und Salbung heiliger Geistes-Kraft.

Du siebenfältiger Gaben-Schatz,
Du Finger Gottes rechter Hand,
Von ihm versprochen und geschickt,
Der Kehle Stimm und Rede giebst.

Den Sinnen zünde Lichter an,
Dem Herzen frohe Mutigkeit,
Daß wir, im Körper Wandelnden,
Bereit zum Handeln sein, zum Kampf!

Mein politischer Glaube.

Deutschland ist und bleibt auf ewig das wahre Vaterland meines Geistes und Herzens.

Aber wie sehr werde ich von meinen guten Deutschen mißverstanden! Von Manchen aus bösem Willen. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge; sie wären mich Alle sehr gern los, und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen!

Meinen Tadlern ist mein Verhalten gegen Napoleon und die Franzosen nicht recht. Sie meinen, ich hätte wie Andere zu den Waffen greifen oder wenigstens Kriegslieder dichten sollen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis, der Befreiungskampf, mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben, allein er fand mich als Einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.

Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern Jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den

Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt, sondern immer gestrebt, geforscht und gethan, so gut und soviel ich konnte. Wenn Jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um Alle gut stehen!

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, obwohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines

Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.

Ich haßte die Franzosen nicht, aber man glaube doch nicht, daß ihre zahlreichen Übergriffe nicht auch mich mit Zorn und Scham erfüllt hätten. Ich war schon in den Kriegslagern bei Verdun und vor Mainz der Ansicht, daß die Franzosen ein für alle mal in dem lieben deutschen Vaterlande nichts taugen, weder ihr Wesen, noch ihre Waffen, noch ihre Gesinnungen. Und so fühlte ich auch zu Napoleons Zeit und erst recht dann, als die Franzosen gegen meinen Fürsten Böses im Schilde führten, weil sie seine Hinneigung zu Preußen kannten und in einigen freundlichen Handlungen für preußische Krieger eine Verschwörung erblicken wollten. Da stand ich ganz auf Seiten unseres mutigen Herzogs und dachte: jetzt muß er Land und Thron auf das Spiel setzen! Und ich malte mir aus, wie wir beide mit dem Stocke in der Hand ins Elend zögen: Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Totenbette besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen. Ich phantasierte weiter: Ich will ums Brot singen, ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen, ich will in alle Dörfer und alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist. Die

Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden. — — Komm an Franzos! — — So fühlte auch ich oft genug, aber bei nüchternem Bedenken erschien mir der Kampf der armen deutschen Nation gegen einen solchen Feind hoffnungslos. Und ich war als Minister gewiß zu nüchternem Bedenken verpflichtet.

Und dann will ich nicht verschweigen, daß ich Napoleon bewunderte. Er imponierte mir wie kaum ein Andrer; er hatte den größten Verstand, den je die Welt gesehen. Der gewöhnliche Maßstab für Menschen ist bei ihm nicht angebracht, er war eine Naturgewalt. Ich dachte mir zur Zeit seiner Herrschaft oft: Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen. Auch war ich nie ein Freund feindlicher, langwieriger Opposition; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset. So hielt ich es auch in der Franzosenzeit. Wie ich schon sagte: ich bin nicht kriegerisch gesinnt. Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu ernähren. Und gegen Volkserhebungen habe ich seit meinen jungen Jahren ein tiefes Mißtrauen. Selbst 1813 mußte ich mich fragen: Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Diese Menge sieht nicht, wer uns Alles bedroht. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr

nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch weithin nach Morgen aus. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Lassen Sie mich nicht mehr sagen!

* *
*

Meine Stellung zur Revolution verdenkt man mir fast ebenso wie die zu Napoleon. Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwigs des Fünfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes?

Ich schrieb meine „Aufgeregten" zur Zeit der französischen Revolution, und man kann sie gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt soeben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der

revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. Jede Handlung, die mir unbillig erscheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen Anderer in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte.

Ich dächte, diese Gesinnung wäre durchaus respektabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag. Wohl habe ich im Sommer 1792 an der unglücklichen Kampagne gegen die aufständischen Franzosen teilgenommen, aber auch da war mir weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder etwas gelegen.

Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als ein besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen.

Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Greuel standen mir zu nahe, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgiltig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen

herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren. Ebenso wenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, sodaß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht solange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.

Warum denn wie mit einem Besen
Wird so ein König ausgekehrt?
Wärens *Könige* gewesen,
Die ständen noch alle unversehrt!

Auch zu den Freiheitsbestrebungen, die nach der Besiegung Napoleons besonders unsere Jugend ergriffen, habe ich mich nicht ermutigend stellen können und wollen. Ich fand die Reden auf dem Wartburgfeste gar nicht so übel, allerlei Ungeschicklichkeiten abgerechnet; ich fand in den Studentenliedern jener Tage viel herrlichen Schwung; es war ja auch schön, wie die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkam, um sich fester für das Gute zu verbünden. Aber ich ahnte doch Unheil aus dieser Wartburgfeier und ich hätte sie gern verhindert. Quiconque rassemble le peuple, l'émeut. Einer der Studenten, die dort geredet haben, hat mich besucht; ich habe ihn stumm und kalt aufgenommen, habe jedes Gespräch von Politik sogleich abgebrochen, aber ich habe mit Gewalt an mich halten müssen. Ich hätte ihm um den Hals fallen und ihn küssen und sagen mögen: „Lieber Junge, sei nur nicht so dumm!“ Ja, damals habe ich fleißig niederschlagende Pülverchen eingerührt, damit sie nur meinen lieben jungen Leuten, meinen lieben Brauseköpfen, nichts thäten.

Aber doch heißt es bei den Freiheitsaposteln und Volksverführern, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das Innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet, aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich, was hat er denn von seinem Fürstenstande, als Last und Mühe? Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmannes besser bestellt finden als die seinigen.

Wir werden diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit fünfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen: was war es weiter als ein beständiges Dienen? Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohle seines Volkes! Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist. Aber ich verstehe wohl, wie der „Fürstenknecht" gemeint ist, ich sehe schon meine Grabschrift voraus:

Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt er anders wollen.
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen!

Als Gegner des Volks soll ich natürlich auch ein Gegner der Freiheit sein. Es ist mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und Jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können? — Hat Einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und soviel hat leicht ein Jeder.

Und dann sind wir Alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adelige, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adlige ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Zeremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein. Ich bin bei meinen Reisen oft auf norddeutsche Kaufleute gestoßen, welche glaubten, meinesgleichen zu sein, wenn sie sich roh zu mir an den Tisch setzten. Dadurch waren sie es nicht; allein sie wären es gewesen, wenn sie mich hätten zu schätzen und zu behandeln gewußt.

Freiheit ist nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu thun. Auch das sei gesagt:

ich habe immer nur die auf Despoten schimpfen hören, die selbst Despoten waren, kleine oder große.

Unsere Politiker scheiden sich in die beiden großen Parteien der Royalisten und Liberalen oder der Aristokraten und Demokraten. Viel macht für unsere Stellung das Lebensalter aus. In der Jugend, wo wir nichts besitzen oder doch den ruhigen Besitz nicht zu schätzen wissen, sind wir Demokraten; sind wir aber in einem langen Leben zu Eigentum gekommen, so wünschen wir dieses nicht allein gesichert, sondern wir wünschen auch, daß unsere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen. Ich kann nach meinen Erfahrungen kein Demokrat sein und nicht an die Weisheit der Mehrheitsbeschlüsse glauben. Alles Große und Gescheidte existiert in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Pläne einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitze einzelner Vorzüglicher sein.

Laßt euch mit dem Volk nur ein,
Popularischen! Entschied es,
Wellington und Aristides
Werden bald bei Seite sein!

In dem, was ich selber zu thun und zu treiben hatte, habe ich mich darum immer als Royalist behauptet. Die Andern habe ich schwatzen lassen und ich habe gethan, was ich für gut fand. Ich übersah meine Sache und wußte, wohin ich wollte. Hatte ich als Einzelner einen Fehler begangen, so konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu Dreien und Mehreren begangen, so wäre ein Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter Vielen ist zu vielerlei Meinung.

Aristokratismus im eigentlichen Sinne ist das Einzige und Rechte.

Die Liberalen mögen reden; denn wenn sie vernünftig sind, hört man ihnen gern zu, allein den Royalisten, in deren Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht: sie müssen handeln. Mögen sie Truppen marschieren lassen und köpfen und hängen; das ist recht. Allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publikum von Königen, da möchten sie reden.

Die Liberalen mögen reden, aber nichts ist mir widerlicher als beständige Nörgelei. Hätte ich das Unglück, einmal in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finsteren Kreise ewigen Tadels des Bestehenden herumzutreiben.

Mir ist das Volk zur Last,
Meint es doch dies und das.
Weil es die Fürsten haßt,
Denkt es, es wäre was.

Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte garnicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.

Die Liberalen mögen auch fleißig schreiben, aber ich habe stets gegen die Preßfreiheit gesprochen und gestimmt. Was haben wir denn von dieser scharmanten Preßfreiheit gehabt, als daß Jeder über den Andern soviel Schlechtes und Niederträchtiges sagen konnte als ihm beliebte? Ich sehe es gern,

daß man sie jetzt auch in Frankreich einschränkt, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und das ist ein sehr großer Vorteil. Direkt und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei hat aber nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirekte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren. Zu meinem Diener sage ich geradezu: „Hans, zieh mir die Stiefel aus!" Das versteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünsche von ihm diesen Dienst, so kann ich mich nicht so direkt ausdrücken, sondern ich muß auf eine anmutige, freundliche Wendung sinnen, wodurch ich ihn zu diesem Liebesdienst bewege. Die Nötigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Preßfreiheit sogar lieb. Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben. Wir Deutschen fallen mit unserer Meinung gern gerade heraus und haben es im Indirekten noch nicht sehr weit gebracht.

Zu bedenken ist auch das: Die Deutschen haben von jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht. Und darauf sollte man hören?

Ich bin so sehr geplagt
Und weiß nicht, was sie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was Einer hätte thun sollen!

Aber wenn ich so rede und mich auch einen Royalisten

nenne, möchte ich nicht verstanden wissen, daß ich unbedingt am Alten hänge und jedem Fortschritt widerstrebe. Weil ich die Revolution haßte, nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.

Das habe ich nicht erst heute erkannt, sondern ich habe es schon ausgesprochen, als ich die französische Revolution ahnte und fürchtete. Denn damals, 1789, schrieb ich jene Stelle in meinen „Faust“ hinein:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Davon ist leider nie die Frage.

Aber es ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volke auf einer gewissen Altersstufe eine wohl-

thätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihr und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern; denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfnis; er war eben so sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte waren nicht Freunde des Bestehenden, vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse und daß es nicht fernerhin im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne.

Man möge es mir doch glauben, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn das ist nicht naturgemäß. Ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann, aber ich bin nicht Thor genug, zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon Ende April gewähren soll.

Ich bin so wenig Parteimann, daß ich mich ebenso, wie ich mich einen Royalisten genannt habe, auch als einen gemäßigten Liberalen bezeichnen dürfte; das sind schließlich alle vernünftigen Leute, und in diesem Sinne zu wirken habe ich mich während meines langen Lebens auch bemüht. Der

wahre Liberale sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann, aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebenso viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn, das Bessere zu erreichen, Zeit und Umstände begünstigen. Durch ein Gewähren mäßiger Freiheit wird einem allzu ungestümen Freiheitsdrange vorgebeugt, und schon dadurch empfiehlt sich die Politik des gemäßigten Liberalismus. Mit Recht hat unser Großherzog seinem Lande eine Verfassung verliehen. Die Konstitutionen sind wie die Kuhpocken, sie führen über einmal grassierende Krankheiten leichter hinweg, wenn man sie zeitig einimpft. Aber man übersehe nicht, wohin es führt, wenn man einmal einen Teil des Volkes am Regiment beteiligt; es werden auch Andere kommen und gleiches Recht verlangen.

Konstitutionell sind wir alle auf Erden;
Niemand soll besteuert werden,
Als wer repräsentiert ist.
Da dem also ist,
Frag ich und werde kühner:
Wer repräsentiert denn die Diener?

Auch diese Mitherrschaft der Arbeiter wird nicht ausbleiben und die Welt muß eben durch den Versuch erfahren, was dabei herauskommt.

Was die Großen Gutes thaten,
Sah ich oft in meinem Leben.
Was uns nun die Völker geben

Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Mögen unsre Enkel preisen,
Dies erleben!

* *
*

Da ich so viele Jahre in der Verwaltung unseres kleinen Landes mitgewirkt habe, so habe ich meine eigenen Gedanken über die rechte Art des Regierens. Ich selbst wirkte stets ganz nach meiner Weise: als Mensch, nicht kanzleimäßig, nicht so direkt und folglich etwas minder platt. Ich suche jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen, damit er auch fühle, daß er ein Mensch sei. Es kommt Alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht, und auf Folge.

Oft haben wir zwei Wege, ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen. Folge aber, beharrliche strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es geratener, garnicht wirken zu wollen.

Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwickelungen das Absolute meines Charakters sehr zu Statten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Macht zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte. Aber wie bin ich oft verlästert worden, bei meinen edelsten

Handlungen am meisten! Doch das Geschrei der Leute kümmerte mich nichts. — —

Ich nahm alle Zustände der Personen, meine Kollegen z. B., durchaus real, als gegebne, einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können als sie handeln, und ordnete danach mein Verhältnis zu ihnen. Wie schwer machte man es mir, als mein Fürst mir, dem jungen Frankfurter Doktor, anfing, die höchsten Staatsämter anzuvertrauen! Da gab es viele Ekelverhältnisse mit neidischen und widerhaarigen Kollegen. Wenn man aus seinem Haus trat, ging man auf lauter Kot, und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmerte, nicht klatschte und keine Rapporteurs hielt, handelte ich oft dumm. Dann grübelte ich wohl nach, bis daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen schien. Und ich kam zu dem Resultat: durch Ruhe und Geradheit geht doch Alles durch. Dann arbeitete ich fleißiger als alle die Andern, enthielt mich oft des Weines, um meine Kraft zu steigern, und wenn in einem Departement die Unordnung noch so groß war, so setzte ich mir gerade in den Kopf: ich wills so sauber schaffen, als wenns die Tauben gelesen hätten. So durfte ich nach und nach ein allgemeines Zutrauen fühlen. Einen Parvenu wie mich konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegenteil, aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Thalern, dann mit 1800 Thalern bis 1815 gedient. Meine Person ließ ich bei allen Geschäften nach Möglichkeit aus dem Spiele. Da schwanden die Hinderungen von außen, in mir blieben freilich noch viele zurück. Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein

Stück los, und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden, dachte ich stets. Niemand als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen. Die Geschäfte müssen abstrakt, nicht menschlich, mit Neigung oder Abneigung, Leidenschaft, Gunst behandelt werden, dann setzt man mehr und schneller durch. Auch keine Rekriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes! Jeder Tag bestehe für sich; wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und Andern ein Absolutorium erteilt!

Besonders habe ich mich vor aller Parteilichkeit und Günstlingswirtchaft gehütet. Am deutlichsten habe ich das am Theater bewiesen; da war mein Grundsatz stets: seine Gunst vertheilen, nie einen Günstling haben, sonst windet man das Ruder sich selbst aus der Hand.

Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen, auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein, ich faßte mich und sagte: nicht weiter! — Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches Glück. Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner selbst blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nötige Achtung, ohne welche Autorität bald dahin ist.

Wie ich selbst in jungen Jahren schwierige Geschäfte übernehmen mußte, so meine ich auch heute noch nicht, daß hohes Alter für hohe Ämter notwendig sei. Wäre ich ein Fürst, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und

nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Geleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheidtes zu Tage kommt. Junge Männer wollte ich haben, aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre!

Ebensowenig wie ein höheres Alter möchte ich unseren Beamten große Gelehrsamkeit vorschreiben. Überall treibt man auf Akademien viel zu viel und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bei Weitem über die Bedürfnisse der Hörer. Namentlich kann ich es nicht billigen, daß man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretische Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat von philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs garnicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt; es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist.

Und dann: bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll Einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist?

Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der

dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Ich kann keine Menschen mit Brillen ertragen, aber nimmt die Zahl solcher Leute nicht beständig zu?

Da wir einmal bei der Volksgesundheit, einem der wichtigsten Objekte aller Staatskunst, sind: Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemütlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack durchaus rein zu genießen.

Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unsrer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unsern Nachkommen.

Unser Landvolk hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange im Stande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen.

Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zu Mute werden! Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten „Hinkenden Teufels“ oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet. Wir wollen aber auch den Städten und ihren Bürgern ihr Recht zukommen lassen; welche Mängel sie auch haben, das Landvolk hat ebenso seine eigentümlichen Fehler; wir müssen wünschen, daß stets die Städte ihnen gegenüber Widerpart halten können.

Wie alles war in der Welt entzweit,
Fand jeder in Mauern gute Zeit.
Der Ritter duckte sich hinein,
Bauer in Not fand's auch gar fein.
Wo käm die schönste Bildung her,
Und wenn sie nicht vom Bürger wär?
Wenn aber sich Ritter und Bauern verbinden,
Da werden sie wohl die Bürger schinden!

Wir sprachen eben von den Beamten, was thut denn dem Fürsten not? Da ist erstens zu wünschen, daß er ein bedeutender Mensch sei. Das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen, denn man sage, was man will: das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen. „Dem Talente offene Bahn!“ war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl seiner Leute einen besonderen Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle

zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien, und der daher auch in seinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein Anderer.

Allerdings war seine Persönlichkeit eine überlegene. Die Hauptsache aber bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, sowie sie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauspieler einem neuen Regisseur zu, von dem sie glauben, daß er sie in gute Rollen bringen werde. Niemand dient einem anderen aus freien Stücken; weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so thut er es gern. Napoleon kannte die Menschen zu gut und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen.

Dem Fürsten ist ferner Beliebtheit und Volkstümlichkeit zu wünschen. Um populär zu sein, braucht ein großer Regent weiter kein Mittel als seine Größe. Hat er so gestrebt und gewirkt, daß sein Staat im Innern glücklich und nach außen geachtet ist, so mag er mit allen seinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Zigarre im Munde auf einer schlechten Droschke fahren, es ist alles gleich: er hat einmal die Liebe seines Volkes und genießt immer dieselbige Achtung. Fehlt aber einem Fürsten die persönliche Größe und weiß er nicht durch gute Thaten bei den Seinen sich in Liebe zu setzen, so muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da giebt es kein besseres und wirksameres, als die Religion und den Mitgenuß und die Mitübung derselbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erscheinen, auf die Gemeinde herabsehen und von ihr ein Stündchen sich anblicken zu lassen, ist das trefflichste Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anraten

möchte und das, bei aller Größe, selbst Napoleon nicht verschmäht hat.

In kriegerischem Ehrgeiz soll man ihm freilich nicht folgen. Unsere Fürsten lieben es, in Uniform zu erscheinen und Soldaten zu sein, darunter darf jedoch die friedliche, verträgliche Gesinnung nicht leiden. Denn da eigentlich der Zweck des Krieges nur der Friede sein kann, so geziemt es einem Krieger gar wohl, wenn er ohne Krieg Frieden machen und erhalten kann.

* *
*

Um zu den einzelnen Fragen einer guten Landesverwaltung einige Worte zu sagen, so will ich mit den Katholiken und Juden beginnen. Ich war gegen unser neues Juden-Gesetz, das die Heirat zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet; ich meine, der Generalsuperintendent müsse eher sein Amt niederlegen, als daß er die Trauung einer Jüdin im Namen der heiligen Dreifaltigkeit dulde; jede Verachtung der religiösen Gefühle im Volke bringt Unheil. Aber ich hasse die Juden nicht. Was sich in meiner früheren Jugend als Abscheu gegen die Juden in mir regte, war mehr Scheu vor dem Rätselhaften, vor dem Unschönen. Meine Verachtung, die sich wohl zu regen pflegte, war mehr der Reflex der mich umgebenden christlichen Männer und Frauen. Erst später, als ich viele geistbegabte, feinfühlige Männer dieses Stammes kennen lernte, gesellte sich Achtung zu der Bewunderung, die ich für das bibelschöpferische Volk hege, und für den Dichter, der das hohe Liebeslied gesungen.

Den Katholiken dagegen ist garnicht zu trauen. Man sieht, welch schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Übermacht der fünf Millionen Katholiken bisher

in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme protestantische Pächter gedrückt, schikaniert und gequält wurden, die von katholischen Nachbarn umgeben waren. Die Katholiken vertragen sich unter sich nicht, aber sie halten immer zusammen, wenn es gegen einen Protestanten geht. Sie sind einer Meute Hunde gleich, die sich unter einander beißen, aber sobald sich ein Hirsch zeigt, sogleich einig sind und in Masse auf ihn losgehen.

Bei ihnen sind auch alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im englischen Parlamente, ich würde auch die Emanzipation, d. h. die Selbstverwaltung der Iren, nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen lassen, daß, wenn der erste Kopf eines bedeutendern Protestanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge.

Und nun zu einigen Zeitfragen: Duellwesen, Impfzwang, Bodenbesitz. Die Aufregung gegen die Duelle verstehe ich nicht. Was kommt auf ein Menschenleben an? Eine einzige Schlacht rafft Tausende hinweg. Es ist wichtiger, daß das Prinzip des Ehrenpunktes, eine gewisse Garantie gegen rohe Thätlichkeiten, lebendig erhalten werde. Ebenso billige ich das Geschrei gegen den Impfzwang durchaus nicht. Auch wenn wir zuweilen von einem Mißerfolg des Impfens hören, bin ich dafür, daß man von dem strengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem solche kleine Ausnahmen gegen die unübersehbaren Wohlthaten des Gesetzes garnicht in Betracht kommen, sowie ich immer dafür bin, strenge auf ein Gesetz zu halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und Liberalität mehr nachgiebt als billig.

Zur Bodenfrage will ich bemerken, daß sie für die Städte überaus wichtig ist. Im Sommer 1797 war ich mehrere Tage in Heilbronn und sah mit vielem Vergnügen, wie wohlhabend diese Stadt trotz der Kriegsläufte geblieben war, und das verdankte sie besonders ihrem ausgebreiteten Grundbesitz. So besaß die Stadt auch eine Schneidemühle, die das Monopol hatte, Bauholz und Bretter zu verkaufen; jedoch war den vorbeifahrenden Flößern gestattet, auch unmittelbar an die Bürger zu verkaufen, wenn sie zugleich an die städtische Schneidemühle eine Abgabe zahlten. So hatte man den Nutzen des Monopols ohne den Schaden einer übermäßigen Teuerung. Das beste Zeichen einer guten Wirtschaft ist, daß die Stadt fortfährt, Grundstücke zu kaufen, besonders von fremden Besitzern in der Nachbarschaft. Hätten die Reichsstädte in früherer Zeit diesen großen Grundsatz von den Klöstern gelernt, so hätten sie sich noch sehr erweitern und zum Teil manchen Verdruß ersparen können.

Ich denke dabei auch an die kleinen Leute. Ich habe die Industrie mit dem größten Eifer zu fördern gesucht und mir viele Gedanken gemacht, wie ich den armen Bewohnern unseres Landes bessere Einnahmen und größeren Schutz gegen allerlei Schädlichkeiten verschaffen könnte. Bei Feuersbrunst und Wassersnot bin ich in jungen Jahren stets selbst zur Stelle gewesen, und ich blieb in der Glut, bis mir das Wasser in den Stiefeln siedete und die Augenbrauen versengt waren. Stets empfand ich aufrichtige Liebe zu der Klasse von Menschen, die man die niedere nennt. Die aber gewiß vor Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden. Es war mir stets eine rechte Lust, wenn ich auf

meinen Reisen unerkannt mit ihnen leben konnte. Fürwahr, keiner von ihnen hat Ursache, sich gegen die Größten gering zu achten. Denn wenn der Größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Orte, zu seiner Zeit alles Übrige gleichwägt. So kann ich es auch nicht billigen, wenn man sich der Armen bloß durch Wohlthätigkeit zu entledigen sucht. Vergnügungen (Bälle, Konzerte 2c.) zum Besten der Armen kommen mir vor wie eine Ökonomie, wo man mit den Abgängen des Eßbaren noch die Schweine füttert.

* * *

Und nun zur äußeren Politik dies und das, was mir in den Sinn kommt! In der inneren Politik meine ich: man sollte überhaupt nie eine Handlungsweise eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im Allgemeinen geht. Gegen andere Völker kann die bürgerliche Moral nicht immer angewendet werden. Ich billige es deshalb durchaus, daß man Raumers „Untergang Polens" verboten hat. Preußens frühere Handlungsweise gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu stellen, kann nur schaden, nur aufreizen. Ich stelle mich höher als die gewöhnlichen platten moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus: kein König hält Wort, er kann es nicht halten, er muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben. Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen: sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde.

Die Gefahr, die uns aus dem Osten droht, habe ich früher schon angedeutet. Weiter haben wir uns ein richtiges Bild zu machen von den Franzosen und Engländern; die Franzosen sind freilich unberechenbar. Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in Nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Zentralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen, daß, wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die „Feier der Vernunft", den Despotismus Ludwigs XIV. und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden. Somit muß man fürchten, daß auch in der Litteratur nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verachtung aller Gesetze eintreten.

Die Engländer sind groß als praktische Menschen. Aber es muß auch gesagt sein: nirgendwo giebt es soviel Heuchler und Scheinheilige wie in England. So finden wir sie auch in ihrer äußeren Politik: praktisch und heuchlerisch. Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weis machen wollen, was für humane Maximen solchem humanen Verfahren zu Grunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer nie thun. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß

man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von Außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den „inhumanen Handel". Noch auf dem Wiener Kongreß argumentierte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen, aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. Er kannte das englische Objekt recht gut.

Die Engländer erwärmen sich auch sehr für die unterdrückten Völker der Balkan-Halbinsel. Aus Europa kann man aber nun einmal die Türken doch nicht treiben, da keine christliche Macht Konstantinopel besitzen darf, ohne Herr der Welt zu werden; aber beschneiden, reduzieren kann man die türkische Macht in Europa, soweit als die griechischen Kaiser in den letzten zwei Jahrhunderten.

* *
*

Und nun lassen Sie uns in die Zukunft schauen. Ich habe den Vorteil, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, sodaß ich vom siebenjährigen Kriege, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der französischen Revolution und endlich von der ganzen Napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger

Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz anderen Resultaten und Einsichten gekommen, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen.

Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht vorauszusagen; doch ich fürchte, wir kommen sobald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt stattfinde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschen vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hinüber schwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere sich wohl befindet. Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben. Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den Anderen nicht hindere, das Seinige zu thun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren. Denn das ist auch ein Metier, das gelernt sein will, und das sich Niemand anmaßen soll, der es nicht versteht.

Es kommt jetzt mit den Saint-Simonisten wieder die Anschauung auf, daß jeder sich um das Wohl des Staates kümmern und ihm zuerst dienen solle, und wir sehen ja auch bei deutschen Schriftstellern, so bei dem trefflichen Uhland, eine ähnliche Neigung. Ich bin durchaus anderer Ansicht. Jeder muß bei sich selber anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus dann zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird. Man moralisiert und politisiert

viel zu viel gegen den Egoismus. Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen, als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben, ja, als wenn ich die Wohlfahrt des Andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird und welche nur in gewissen Fällen geschehen kann. Mir erscheint jene neue Staatslehre durchaus unpraktisch und unausführbar. Sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrtausenden. Wenn jeder nur als Einzelner seine Pflicht thut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufs brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehn. Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt: was will die große Masse und wie nütze ich dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte. Dieses hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreise gewirkt und genützt; aber das war nicht Zweck, sondern ganz notwendige Folge, wie sie bei allen Wirkungen natürlicher Kräfte stattfindet.

Der Dichter darf kein Parteimann sein, darf auch nicht „patriotisch" wirken wollen. Er wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein be-

sonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenso, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen.

Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht. Und deshalb wiederhole ich meinen Tadlern und allen Zukunftsphantasten zum Trotz meine altmodische Lehre: Der Schuster bleibe bei seinem Leisten. Der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht.

Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe seine Lektion,
So wird es gut im Rate stohn.

Man glaube ja nie an ein glückliches Zeitalter. Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf dem Kranken-

lager von einer Seite zur andern, in der Meinung, besser zu liegen. Wenn man auch alle Geschichtsquellen durchforscht, so findet man doch leider immer wieder die große Wahrheit, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich unter einander gequält und gemartert, sie haben sich und Anderen das bischen Leben sauer gemacht, und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur Wenigen ist es bequem und erfreulich geworden, die meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeit lang mitgemacht hatten, lieber hinausscheiden, als von Neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder giebt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es, so ist es gewesen, so wird es wohl auch bleiben. Das ist nun einmal das Los der Menschen.

In technischen Dingen stehn uns freilich viele Fortschritte in Aussicht. Man denke nur an die Eisenbahnen und wie sie die Völker und Stämme einander nähern müssen! Und Dreierlei möchte ich auch noch erleben: den Panama-Kanal, den Rhein-Donau-Kanal und den Suez-Kanal in englischen Händen. Diesen drei großen Dingen zu Liebe wollte ich gern noch fünfzig Jahre aushalten.

Wie wird Deutschlands Zukunft sein? Die Gegenwart ist traurig. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland. Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Österreich, und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen. Bloß, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall.

Früher war ich wohl manchmal verzagt und dachte: Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel... Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt.

Ja, ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.

Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören.

In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn fest, diesen Gedanken.

Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht.

Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch und vorzugsweise: nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.

Nachwort und Quellenangabe.

6



Manch kostbares Buch, manch geistvoller Aufsatz ist über Goethe geschrieben, und es wird auch in Zukunft nicht an Werken der Verherrlichung und Erläuterung fehlen.

Aber ihn selbst reden zu hören, geht doch am tiefsten zu Herzen; und besonders wenn er aus seinem Innersten heraus verkündet, was er über die großen Fragen der Zeit und Ewigkeit gedacht und empfunden hat, da geben wir uns ihm am liebsten unmittelbar zu eigen. Da steht er vor uns, stolz und gerade, die Hände auf dem Rücken; aus dem gesunden gebräunten Gesicht sehen wir die großen dunklen Augen durchdringend leuchten, und die tiefe wohlklingende Stimme spricht Worte der Weisheit, nicht selten wärmer und lauter werdend von innerer Erregung, wenn er an alte Kämpfe denkt.

Statt über seine Religion und seine Politik zu schreiben, habe ich den Versuch gemacht, den toten Meister selber darüber sprechen zu lassen. Woher ich die Reden nahm, die ich ihm in den Mund lege, erkennt der Fachmann leicht; für diejenigen Leser, die noch nicht Mitglieder der Goethe-Gemeinde sind, sei bemerkt, daß ich nach Art des Mosaik-Künstlers allerlei zerstreute Äußerungen Goethes zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzusetzen suchte. Namentlich entnahm ich die Stücke der vorzüglichen Sammlung der Gespräche mit Goethe, die Freiherr von Biedermann herausgegeben hat; auch wer nur die Gespräche mit Eckermann und dem Kanzler von Müller besitzt, wird viel Vertrautes finden. Im einzelnen gebe ich die Quellen unten an.

Beide Reden muß man sich in den letzten sieben Lebensjahren des Meisters gehalten denken, die erste etwa 1830, die zweite 1825.

Eine dritte Rede über Dichtung und andere Kunst soll demnächst folgen, ebenso ein Büchlein, in dem ich Goethes Lebenskunst schildern will. Die vorliegenden Reden waren übrigens, etwas kürzer als hier, schon in den „Preußischen Jahrbüchern" abgedruckt, und habe ich deren Herausgebern für die Bewilligung selbständiger Buchausgabe zu danken.

Möge der große Lehrer auch durch dieses Buch neue Schüler finden!

Weimar, im Oktober 1899.

Dr. Wilhelm Bode.

Wir stellen hier zusammen, was Goethe selbst geschrieben hat oder seine Zeitgenossen nach seinen Gesprächen wiedergegeben haben, und setzen in eckige Klammer [. .] was der Herausgeber eingeschoben hat, um die einzelnen Stücke zu einer Rede zu verbinden.

Meine Religion.

In unseres . . . fromm sein! (S. 5) Elegie, Weim. Ausg. II, 21. [Und zum . . . Fragen, S. 5].

Das Erforschliche . . . Menschen. (S. 5) Quelle mir entfallen.

Der Mensch . . . Dinge, (S. 5) zu Eckermann 1825. [Wie mich . . . Gedanken, S. 5].

Die Leute . . . nennen mögen, (S. 5, 6) zu Eckermann 1824. [Und was für . . . Gottheit an! S. 6].

Nichts . . . vorspiegelt! (S. 6) zu v. Müller 1823. [Ich kann . . . thronte, S. 6].

Was wär . . . vermißt, (S. 6) Prooemion von „Gott und Welt.“ [Ich bin . . . Kieselerde. S. 6].

Was helfen . . . Rolle befähigt, (S. 6) Quelle mir entfallen.

Hinter jedem . . . nicht schauen, (S. 6) zu v. Müller.

Ich frage . . . erkennen mag, (S. 6) zu Eckermann 1832. [Wir müssen . . . aufhebt, S. 7].

Gott selbst . . . umstoßen kann, (S. 7) zu v. Müller 1830. [Dagegen . . . Göttlichen, S. 7].

und Gott . . . auf Erden, (S. 7) Quelle mir entfallen. [Freilich läßt . . . betrachten, S. 7].

wir schauen . . . begreifen, (S. 7) Versuch einer Witterungslehre. [Ich glaube . . . Gottes suchen, S. 7].

Denn die Gottheit . . . nutze. (S. 7) zu Eckermann 1829. [Deshalb habe ich... Faust geschrieben, S. 7]. [Ebenso... Gott suchen, S. 7].

Fragt man . . . weben und sind, (S. 7, 8) zu Eckermann 1832. [Da ich . . . heutigen Welt, S. 8].

Wenn man . . . heranzuziehen, (S. 8, 9) zu Eckermann 1832. [Überall wo . . . Offenbarung, S. 9].

Jede Produktivität . . . fortwirkte, (S. 9) zu Eckermann 1828. [Und ebenso . . . Nachkommen! S. 9].

Beseelte Gott . . . wirksam, (S. 9, 10) zu Eckermann 1831. [Ein junger Bildhauer . . . Kalb gesandt, S. 10].

Hier haben . . . Allgegenwart Gottes, (S. 10) zu Eckermann 1831.

Willst du . . . erblicken, (S. 10) Sprüche, Gott und Welt. [Noch deutlicher . . . Jungen, S. 10].

Wer das hört . . . Blüte kommt, (S. 10) zu Eckermann 1827. [Ich möchte . . . herausklügeln, S. 10].

Solche Nützlichkeitslehrer . . . mein Gott, (S. 11, 12) zu Eckermann 1831. [Übrigens . . . Bedürfnissen, S. 12 Vgl. Eckermann 1831].

Ich für mich . . . erfassen mögen, (S. 12) an Jakobi 1813. [Die Hauptsache . . . bewußt bleiben, S. 12].

Wenn der uralte . . . Brust, (S. 12) Grenzen der Menschheit. [Wie an Gott . . . wie ich, S. 13].

kann es . . . fortleuchtet, (S. 13) zu Eckermann 1824. [Wir Menschen . . . Materie, S. 13].

Das Vermögen . . . Ziele, (S. 13) zu Eckermann 1824.

Die persönliche . . . Beweiskraft hervor, (S. 13) zu Falk 1813. [Ich denke . . . alle Menschen, S. 13, 14]. Das Bild von der Hand des Klavierspielers ist von Goethe.

Wir sind . . . eine sein, (S. 14) zu Eckermann 1829. [Man muß . . . bethätigt haben, S. 14].

Die Überzeugung . . . vermag, (S. 14) zu Eckermann. [Ähnlich . . . Großherzog, S. 14].

Gewiß wo . . . pflegen wissen, (S. 14) Äußerung von 1830. [Oder denken . . . Wieland! S. 14].

Vom Untergang . . . vergrößert hat, (S. 14) zu Falk 1813. [Ich wünsche . . . Wieland, S. 14].

als einer Weltmonade . . . aufheiterte, (S. 14) zu Falk 1813. [Für die besten . . . daß sie, S. 14, 15].

an den Freuden . . . ausgemittelt werden, (S. 15) zu Falk 1813. [Sie sehen . . . Leben, S. 15].

Ich möchte . . . bessern Gedanken, (S. 15, 16) zu Eckermann 1824. [Ebenso wie . . . zu dürfen, S. 16].

Ich bin . . . wiederzukommen, (S. 16) zu Falk 1813. [Erinnerung . . . nicht Alles, S. 16, 17]. Vgl. zu Boisserée 1815, Brief an Wieland vom April 1776 und Brief an Frau von Stein vom März 1779.

Kein Wesen . . . geschmückt, (S. 17) Vermächtnis in „Gott und Welt." [Doch ich kehre . . . fähig sei, S. 17].

Und er hatte . . . gelingt mir, (S. 17, 18) zu Eckermann 1829 und 1830. [Aber schon . . . gesetzt sind, S. 18].

Denn zwar . . . Schlüssel, (S. 18) Metamorphose der Tiere. [Wie bei den . . . eine Seele, S. 18].

auf die andre . . . mußte hierher, (S. 18, 19) zu Eckermann 1827. [Aber die Hauptfrage . . . Mohammedaner, S. 19].

als Grundlage . . . geschehen kann, (S. 19) zu Eckermann 1827. [Die Gebundenheit . . . glauben, S. 19].

Sobald wir . . . weiß, (S. 19, 20) zu Eckermann 1825. [Ich erkenne . . . vorausbestimmt ist, S. 20].

Unser Leben . . . bestimmt hat, (S. 20) zu v. Müller 1827. [Und so . . . Lebensgang, S. 20].

Wie an dem . . . entfliehen, (S. 20) Urworte, Orphisch. [Der Mensch . . . am Arme, S. 20].

Da ists . . . Anfang waren, (S. 20) Urworte, Orphisch. [Wir würden . . . Worten kam, S. 20].

Ich glaubte . . . [deus ipse, S. 20, 22]. Aus meinem Leben. 20 Buch [Napoleon . . . Grade S. 22].

sodaß . . . gehören hierher, (S. 22, 23) zu Eckermann 1831.

ebenso Mirabeau . . . willig hingab, (S. 23) zu Eckermann 1832.

In meiner . . . unterworfen, (S. 23) zu Eckermann 1831.

So waltete . . . Erfolg, (S. 23) zu Eckermann 1831. [Mir kommt . . . hinschleppt, S. 23].

es sind tausend . . . zu wollen, (S. 23, 24) zu Eckermann 1831. [Als hemmende . . . voraus war, S. 24].

Nur ein lumpiges . . . sehr langsam, (S. 24) zu Eckermann 1828. [Etwas Ähnliches . . . sehen wir oft, S. 24].

daß im mittleren . . . übrig bliebe, (S. 24, 25) zu Eckermann 1828. [Noch auf ganz . . . und Weib, S. 25].

Es pflegt . . . Folge war, (S. 25) zu Eckermann 1830.

Auch in der Poesie . . . zu wirken, (S. 25) zu Eckermann 1831. Eingeschoben: [„Denken Sie nur an Paganini!“] [Doch nun genug . . . entscheidet, S. 25, 26]. Ausführung eines Gedankens gegen Eckermann vom 18. März 1831.

Gott läßt . . . nicht will, (S. 26) 30. Januar 1808 bei Tisch. [Und den Dämonen . . . muß unsere S. 26].

bessere Natur . . . als billig, (S. 26) zu Eckermann 1829. [Das freilich . . . besonders erweisen, S. 26].

Außerordentliche Menschen . . . Wasser, (S. 26) zu Riemer 1807. [Ich verhehle . . . viel zu viel S. 26].

Pfaffen . . . unendlich, (S. 26) zu Riemer 1817.

Die Weisen . . . gestanden hast, (S. 26) Brief an Frau v. Stein 1781. [Davon rührt . . . sie abfertigt? S. 26]. Vgl. Eckermann 1825.

Dem edlen Lord . . . alle Tage, (S. 26, 27) zu Eckermann 1825. [Und machen es . . . Jahrzehnten, S. 27]. Vorlage einiger Sätze mir entfallen.

Ich war . . . sogar besser, (S. 27) zu Eckermann 1829.

Und wenn man . . . Betrachtungsstoff haben, (S. 27) zu v. Müller und Riemer 1821. [Da will jetzt . . . Nichts! S. 27].

Aber ein solches . . . davongekommen, (S. 27) zu Eckermann 1823. [Ich kann nur . . . gelehrt, S. 27].

Kinderchen . . . zu sehen, (S. 27) bei Frommanns. [Auch mit dem Ratgeben, S. 27].

ist es . . . rechten Zeit, (S. 27, 28) Brief an Herder vom Oktober 1788. [Namentlich . . von Übel, S. 28].

Wenn ein Edler . . . Debet bleiben, (S. 28) Sprüche, Sprüchwörtlich. [Ebenso wie . . . Milde üben, S. 28.]

Es wird . . . oder nicht, (S. 28) zu Riemer 1811.

Gehts in . . . Recht, (S. 28) Sprüche, Sprüchwörtlich.

Auch keine . . . erteilt, (S. 28) zu v. Müller 1820. [Ich sah jüngst . . . konnte, S. 28].

Es war . . . balanciert wird, (S. 28) zu Eckermann 1831.

Nichts taugt . . . neue, (S. 28) Sprüche, Sprüchwörtlich. [Noch in zweifacher . . . stoßen, S. 29]. Vgl. v. Müller 1818.

Man hört . . . zu sein, (S. 29) zu Riemer 1810. [Auch kann . . . Ankläger, S. 29]. Vgl. v. Müller 1824.

Als wenn . . . absurd ist, (S. 29, 30) zu Riemer 1807. [Nach Allem . . . Dasein Gottes. S. 30].

Wie ist . . . verbreiten, (S. 30) zu Eckermann 1827. [Nun soll man . . . hervorriefe, S. 31].

Alles was . . . Werke gehen, (S. 31) zu Eckermann 1825. [Auch irrt sich, S. 31]

wer da meint . . . Schwachheiten, (S. 31) zu Riemer 1814. [Die Moral . . . Art, S. 31]. Vgl. v. Müller 1818.

Sie ist . . . Verstand ist, (S. 31) zu v. Müller 1819. [Soll ich . . . Guten nennt, S. 31]. Vgl. Voß 1804.

Freilich ungern . . . gezogen zu werden, (S. 31, 32) Wilhelm Meisters Wanderjahre. 2. Buch, 1. Kapitel. Mit einigen Kürzungen und Änderungen. [Thätigkeit . . . zu verwandeln suchen. S. 33]. Vgl. Heinemann, Goethe II, 355 und Brief an Rauch.

[Die Wahrheit . . . Echtheit nicht, S. 33]. Vgl. an Frau v. Stein 1786.

Man war . . . wie er ist, (S. 33, 34) zu Eckermann 1824. [Aber über allen . . . spürte, S. 34]. Vgl. Tagebuch 1780.

Von allen . . . umlagert, (S. 34) zu v. Müller. [Und ich . . . selber zu S. 34].

Nur heute . . . entgangen, (S. 34) Sprüche, Sprüchwörtlich.

Was wir . . . zu finden, (S. 34) zu v. Müller 1823. [Ebenso kann . . . noch fehle, S. 35]. Vgl. zu Eckermann 1824 und Tagebuch 1780.

Eine tägliche . . . Zukunft, (S. 35) zu Eckermann. [Wir sehen . . . werden will, S. 35].

Diese Richtung . . . Seite. (S. 35) Dem Polen Odyniec auf einem Blatte. [Ich betrachtete . . . anfängt, S. 35].

Es ist dies . . . verloren sei, (S. 35) zu Eckermann 1831. [Tapferes . . . Entgegenkommen, S. 35].

Allen Gewalten . . . herbei, (S. 35, 36) Gedichte, „Ein Gleiches.“ [Im christlichen Gewande . . . Gleiche, S. 35] Vgl. zu Eckermann 1831.

Gerettet . . . Willkommen, (S. 35) Faust II Teil.

In diesen Versen . . . Gnade, (S. 36) zu Eckermann 1831. [Sie sehen . . . gelte, S, 36].

Ich glaubte . . . geholfen worden, (S. 36) zu Eckermann 1824. [Man hat mich . . . Gedächtnis, S. 36, 37].

Redlich . . . zusammenfinden, (S. 37) an Gräfin Bernstorff 1823. [Aber wenn ich . . . sprechen, S. 37].

woran die gesunkene . . . emporgearbeitet hat, (S. 37). [ebenso von der Bibel . . . lehrreich halte, S. 37]. Vgl. v. Müller 1832. [Ja ich möchte . . . Gewalt ist, S. 37]. Vgl. v. Müller 1823.

Es giebt eben . . . einherbraust, (S. 37, 38) zu Eckermann, 11. März 1832. Übrigens wenn . . . gemacht hätte, S. 38].

Ich hätte . . . Erstaunen zu setzen, (S. 38, 39) zu Eckermann 1830. [Ich habe . . . Jena, S. 39].

Er wollte . . . feinsten Takt, (S. 39, 40) zu Eckermann 1830. [Eine ziemliche . . . Firniß war, S. 40].

mit welchem . . . täuschen (S. 40) zu Luden.

Ihren rechten Ursprung . . . Freiheit, (S. 40) zu Eckermann 1829.

Wir wissen . . . erschienen ist, (S. 40, 41) zu Eckermann 1832. [Doch auf solche . . . verwenden, S. 41].

Suchte man . . . unterordnete, (S. 41, 42) zu Falk. [Hoffen wir . . . möge, S. 42].

Je tüchtiger wir . . . That kommen, (S. 42) zu Falk. [Und immer . . . Frieden verlangt, S. 42].

Der du . . . stillest, (S. 43) Wanderers Nachtlied. [Auch ich . . . emporgeblickt, S. 43].

O laß doch . . . auf Erden, (S. 43) Sehnsucht, Nachlaß W. A. IV. 95. [Und den alten . . . angestimmt, S. 43].

Komm, heiliger Geist . . . zum Kampf. (S. 43) Übersetzung des Veni creator spiritus vom 10. April 1820.

Mein politischer Glaube.

Deutschland . . . Herzens, (S. 47), zu Luden 1819. [Aber wie . . . Willen. S. 47].

Ich weiß . . . Deutschen, (S. 47), zu Eckermann 1830. [Meinen Tadlern . . . dichten sollen, S. 47].

Wie hätte . . . erreicht hatte, (S. 47, 49), zu Eckermann 1830, [eingeschoben „der Befreiungskampf".) [Ich haßte . . . zögen, S. 49 Vgl. Brief vom 22. Juni 1783 an die Herzogin Amalia].

Die Kinder . . . Franzos! (S. 49, 50). zu Falk 1810, [eingeschoben „ich phantasierte weiter".) [So fühlte . . . Herrschaft oft, S. 50. Vgl. zu Boissierée 1815.]

Schüttelt . . . zerbrechen. (S. 50), zu Körner 1813. [Auch war . . . Opposition, S. 50].

Lieber . . . gehauset, (S. 50), zu v. Müller 1823. [So hielt . . . gesinnt, S. 50].

Der Krieg . . . ernähren, (S. 50), zu Riemer 1806. [Und gegen . . . fragen, S. 50].

Ist denn . . . Millionen, (S. 50), zu Luden 1813. [Diese Menge . . . bedroht. S. 50]

Wir haben . . . sagen, (S. 50, 51), zu Luden 1813. [Meine Stellung . . . Napoleon, S. 51].

Ich wüßte . . . des Volkes, (S. 51), zu Eckermann 1825.

Ich schrieb . . . erzwungen wird, (S. 51, 53), zu Eckermann, 1824.

Ich habe . . . da war [weder am Tode . . . gelegen. Brief an F. H. Jacobi am 18. August 1792.] S. 53.

[Warum denn . . . unversehrt! S. 53. Nachlaß, Zahme Xenien vom 12. März 1832.]

[Auch zu . . . Volksverführern, (S. 53, 54), vgl. v. Biedermann III., 294, Gespräch bei Frommann 1817, mit v. Müller 1818, Brief von Joh. Frommann 1817.]

ich sei . . . Besten ist. (S. 54), zu Eckermann 1825. [Ich weiß . . . Grabschrift voraus, S. 54].

Verstanden . . . sein sollen, (S. 55), Nachlaß, zahme Xenien. [Als Gegner . . . Freiheit sein, S. 55].

Es ist ... behandeln gewußt, (S. 55), zu Eckermann 1827.
Freiheit ... zu thun, (S. 55), zu v. Müller 1827.
[Auch das ... oder große, (S. 55, 56), Vgl. Riemer 1807].
[Unsere Politiker ... Lebensalter aus, S. 56].
In der Jugend ... genießen mögen, (S. 56), zu Eckermann 1827. [Ich kann ... glauben, S. 56].
Alles Große ... Vorzüglicher sein, (S. 56), zu Eckermann 1827.
Laßt euch ... Seite sein! (S. 56), Nachlaß, zahme Xenien.
In dem ... Meinung, (S. 56), zu Eckermann 1824.
Aristokratismus ... Rechte, (S. 57), zu Boisserée 1815.
Die Liberalen ... sie reden, (S. 57), zu Eckermann 1824. [Die Liberalen ... Nörgelei, S. 57].
Hätte ich ... herumzutreiben, (S. 57).
Mir ist ... wäre was, (S. 57), Nachlaß, zahme Xenien.
Wenn ich ... Freude empfinde. (S. 57), zu Eckermann 1825. [Die Liberalen ... von dieser, S. 57].
scharmanten ... beliebte, (S. 57), zu Riemer 1810. [Ich sehe ... einschränkt, S. 57, 58].
zumal da ... weit gebracht, (S. 58), zu v. Müller 1827. [Zu bedenken ... auch das, S. 58].
Die Deutschen ... zugebracht, (S. 58), zu Riemer 1812.
Ich bin ... thun sollen, (S. 58), Nachlaß, Zahme Xenien. [Aber wenn ... widerstrebe, S. 58, 59].
Weil ich ... Gebrechen ist, (S. 59), zu Eckermann 1824. [Das habe ... „Faust“ hinein:, S. 59, [dieser Gedanke ist mir von Dr. A. Fresenius in Weimar mitgeteilt].
Es erben ... die Frage, (S. 59), Faust I. Teil.
Aber ... bleiben könne, (S. 59, 60), zu Eckermann 1824. [Man möge ... glauben, S. 60].
wie sehr ... gewähren soll, (S. 61), zu Eckermann 1825. [Ich bin ... bemüht, S. 60].
Der wahre Liberale ... begünstigen, (S. 60), zu Eckermann 1830. [Durch ein ... verliehen, S. 61].
Die Konstitutionen ... einimpft, (S. 61), zu v. Müller 1822. [Aber man ... verlangen, S. 61].
Konstitutionell ... Diener, (S. 61), Nachlaß, Zahme Xenien. [Auch diese ... herauskommt, S. 61].

Was die Großen . . . erleben, (S. 61, 62), Nachlaß, Zahme Xenien. [Da ich . . . stets ganz, S. 62].

nach meiner Weise . . . Folge, (S. 62), zu v. Müller 1827. [Oft haben wir, S. 62].

zwei Wege . . . wirken zu wollen, (S. 62), zu v. Müller im Alter.

Mir ist . . . zu ihnen, (S. 62, 63), zu v. Müller 1827. [Wie schwer . . . Zutrauen fühlen, S. 63. Vgl. Briefe an Frau v. Stein 1778 und Tagebuch von 1780.]

Einen Parvenü . . . gedient, (S. 63), zu v. Müller und Riemer 1824. [Meine Person . . . viele zurück, S. 63].

Die menschlichen . . . sitzen, (S. 63, 64), Tagebuch 1780.

Ich will doch . . . erteilt, (S. 64), zu v. Müller 1825. [Besonders . . . Günstling haben, S. 64].

sonst . . . Hand, (S. 64), zu v. Müller 1819.

Es fehlte . . . dahin ist, (S. 64), zu Eckermann 1825. [Wie ich . . . notwendig sei, S. 64].

Wäre ich . . . bedient wäre, (S. 64, 65), zu Eckermann 1828. [Eben sowenig . . . vorschreiben, S. 65].

Überall . . . Hörer, (S. 65), zu Eckermann 1824.

Namentlich . . . schützen, (S. 65, 66), zu Eckermann 1828. [Ich kann . . . sind, S. 66].

Es geht . . . Gesellschaft leidet, (S. 66, 67), zu Eckermann 1828. [Wir wollen . . . halten können, S. 67].

Wie alles . . . schinden, (S. 67), Nachlaß, Zahme Xenien. [Wir sprachen . . . Mensch sei, S. 67].

Das gehört . . . ein Andrer, (S. 67, 68), zu Eckermann 1828.

Allerdings . . . zu machen, (S. 68), zu Eckermann 1829. [Dem Fürsten . . . wünschen, S. 68].

Um populär . . . verschmäht hat, (S. 68, 69), zu Eckermann 1829. [In kriegerischen . . . nicht leiden, S. 69].

Denn da eigentlich . . . erhalten kann (S. 69). Brief an Karl August vom 6. Febr. 1790.

[Um nun . . . Juden nicht, S. 69. Vgl. v. Müller 1823.]

Was sich . . . gesungen, (S. 69), zu Laemel 1812.

Den Katholiken . . . losgehn, (S. 69, 70), zu v. Müller 1829.

Bei ihnen . . . denken möge, (S. 70), zu Eckermann 1829. [Und nun . . . ich nicht, S. 70].

Was kommt ... erhalten werde, (S. 70), zu v. Müller 1827. [Ebenso ... hören, S. 70].

bin ich dafür ... billig, (S. 70), zu Eckermann 1831. [Zur Bodenfrage ... Teuerung, S. 71. Vgl. Tagebuch 1797.

Das beste Zeichen ... ersparen können, (S. 71), Tagebuch 1797. Ich denke ... aufrichtige, S. 71. Vgl. Briefe an Frau v. Stein.

Klasse ... Dulden, (S. 71), an Frau v. Stein 1777. [Es war ... hat, S. 71, 72].

Ursache ... gleichwägt, (S. 72), zu Riemer 1810. [So kann ... entledigen sucht, S. 72].

Vergnügungen ... füttert, (S. 72), bei Körner 1810. [Und nun ... meine ich, S. 72].

man sollte ... geht, (S. 72), zu v. Müller 1827. [Gegen andre ... verboten hat, S. 72].

Preußens ... Erde, (S. 72), zu v. Müller 1832. [Die Gefahr ... unberechenbar, S. 73].

Die französische ... eintreten, (S. 73), zu Kozmian 1830.

Die Engländer ... Menschen, (S. 73), zu einem Engländer 1825. [Aber ... gesagt sein, S. 73].

nirgendwo ... England, (S. 73), zu Förster 1829. [So finden ... heuchlerisch, S. 73].

Während ... recht gut, (S. 73, 74), zu Eckermann 1829. [Die Engländer ... Balkan-Halbinsel, S. 74].

Aus Europa ... Jahrhunderten. (S. 74), zu v. Müller 1824. [Und nun ... schauen, S. 74].

Ich habe ... nicht versteht, (S. 74, 75), zu Eckermann 1824. [Es kommt ... selber anfangen, S. 75.] Vgl. Eckermann 1830.

und zunächst ... entstehen wird, (S. 75), zu Eckermann 1830. [Man moralisiert ... Egoismus, S. 75, 76].

Als wenn ... geschehen kann, (S. 76), zu Riemer 1807. [Mir erscheint ... durchaus, S. 76].

unpraktisch ... stattfindet, (S. 76), zu Eckermann 1830. [Der Dichter ... wirken wollen, S. 76].

Er wird ... Unheil hervorgeht, (S. 76, 77), zu Eckermann 1832. [Und deshalb ... heißen, S. 77].

Der Vater ... Freude nicht, (S. 77), zu Eckermann 1830.

Ein jeder . . . stohn, (S. 77), Nachlaß, Zahme Xenien. [Man glaube . . . Zeitalter, S. 77].

Die Menschen . . . liegen, (S. 77, 78), zu v. Müller 1825. [Wenn man . . . immer wieder, S. 78].

die große Wahrheit . . . Los der Menschen, (S. 78), zu Luden 1806. [In technischen . . . aushalten, S. 78, mündliche Äußerungen 1827]. [Wie wird . . . traurig, S. 78].

Wir haben . . . überall, (S. 78), zu Eckermann 1830. [Früher war ich . . . dachte, S. 79].

Deutschland . . . ihnen liegt, (S. 79), zu v. Müller 1808.

Ja ich habe . . . anbricht, (S. 79, 80), zu Luden 1813.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.